

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 192 (1913)

Artikel: Josmarie, der Wildschütz : Erzählung

Autor: Jegerlehner, J.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374497>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Josmarie, der Wildschütz.

Erzählung von J. Jegerlehner.

An einem trüben Apriltage, als eben die schneiende Guxe wieder einsetzte und über die ersten Frühlingsblumen ein feines weißes Tuch zog, klopfte ich bei dem Pfarrer, mit dem ich seit langerer Zeit befreundet bin, mit starker Faust an die Tür. Als die schwerhörige Magd auf das Pochen nicht erschien, trat ich sachte ein, schritt durch die Küche und erblickte in der Spalte der halb geöffneten Stubentür den Geistlichen, der, sein Pfeifchen schmauchend, sich über eine Zeitung beugte. Er erhob sich rasch vom Stuhl, als er meine Schritte hörte, und lud mich ein mit einem freudigen Lächeln, das über seine hellen, noch jugendlichen Züge flog, auf dem grünen, verschossenen Polster des Sofas Platz zu nehmen. Zwischen zwei alten, auf Glas gemalten Wandbildern bemerkte ich eine Sammlung schöner Jagdtrophäen, glänzend schwarze Gemshörner von allen Größen und sonderlich geformte Bleistückchen dazwischen. Als ich mich erhob, um sie näher zu betrachten, öffnete der Pfarrer eine Schublade und streckte mir ein Schächtelchen voll kleiner, übel zugerichteter Geschosse entgegen. „Das alles, der ganze Kram fand sich im Leib einer Gemse vor. Mit dem dreizehnten Schuß habe ich das Tier erlegt.“

„Was muß die Gemse, die zwölftmal angeschossen wurde, gelitten haben,“ wandte ich mich zu dem Pfarrer, den ich als fühnen Bergsteiger und gewiechten Jäger kannte.

„Ja schon, aber daran denken die Jäger nicht,“ erwiderte er. „Sehen Sie dieses Geschöß an der Wand, das hat den Josmarie in den Boden gebracht. Es sieht aus wie ein Totenschädel.“

In dem stark deformierten, von einem Bindfaden an dem Getäfer festgehaltenen Blei, mit dem der Zufall sein Spiel getrieben, konnte man die Züge eines Totenkopfes erkennen.

„Ihr habt ihn wohl nie gesehen, den Josmarie, den größten und verwegsten Jäger unseres Landes — und wohl aller Zeiten?“

„Nein, nie,“ entgegnete ich, „aber oft von ihm gehört.“

„Vor zwei Wochen haben wir ihn in die Erde versenkt. Wenn ich manchmal Glück habe auf der Jagd, so verdanke ich es den guten Lehren, die ich aus seinen Mitteilungen zog, so knapp sie oft waren. Im Gegensatz zu den modernen Nimroden ließ er im Gespräch mit den Nachbarn von seinen Fahrten fast nie etwas verlauten, nur mich hatte er in sein Vertrauen gezogen, und grad in diesen letzten Tagen habe ich viel über sein Leben nachdenken müssen.“

Die Magd hatte zwei Gläser und eine Flasche mit goldlauem Muskateller auf den Tisch gestellt; der mächtige, eine Ecke ausfüllende Specksteinofen spendete behagliche Wärme, draußen stöberte es wie im strengsten Winter, und da erzählte mir der Pfarrer, ganz von der Erinnerung an den selt-

samen Mann benommen, bis in den Abend hinein von Josmarie, dem Wildschützen.

„Es war an einem schönen Hochsommerntag,“ hub er an, „ich war ein halbwüchsiger Bub und legte mit zwei andern Mähdern und der Pia, der Tochter des Lehrers, auf der Boralpe das Heu nieder, das im frischen Saft stand. Um das Haupt des Mädchens flatterte das rot und weiß gefärbte Kopftuch, so daß es anzusehen war, wie ein eidgenössisches Fähnlein, mit dessen Zipfeln die Brise spielt. Da schmetterte Josmarie von der steilen Fluh über uns sein Hoiidilidu herunter, daß wir alle den Kopf hoben und den leckeren Todler suchten. Auf einem Rasenband stand er, das wie eine dünne Schnur der braunen Wetterwand sich entlang zog, und winkte mit dem Hut. Bald darauf stieg er die Geröllhalden hinunter und stieß zu uns, als wir in die geschorene Matte uns niederließen, um den Imbiß einzunehmen.“

„Und die Gemse?“ fragte einer der Heuer.

„Sie ist mir entwischt, aber ich hole sie morgen ein,“ sagte Josmarie und strich den dünnen blonden Vollbart; dann setzte er sich zu uns und nahm an der Mahlzeit teil. Die Pia, sein Schatz, erhob sich zuerst und winkte dem Jäger, ihr zu folgen. „Ich will dir die Gemse zeigen, sie ist hier im Stadel — du hast ihr das Bein zerschossen.“

Josmarie machte ein erstautes Gesicht. „Wie kommt die hieher?“

„Das weiß ich selber nicht,“ gab die Pia zur Antwort, „wie wir heraufkamen, lag sie hier in der Scheune und leckte das Bein; es muß sie höllisch schmerzen.“

„Es ist am besten, ich schlag' das Plack grad nieder,“ sagte der Jäger, „mir gehört sie ja doch.“

Das Mädchen riß ihn zurück. „Nicht vor meinen Augen, und — und an deinen Händen flebt ja schon Gemsenblut — nein, du darfst sie nicht töten!“

„Du bist ein Narr,“ rief Josmarie unwirsch, schlug die Tür mit einem Ruck zu, schnellte die Flinte, die er draußen abgestellt hatte, über die Schultern und schritt ohne Gruß haldab. Die Pia blieb bei dem Tierchen zurück, das kläglich wimmerte, streichelte ihm das frakte Bein und legte einen Arm voll frisches Heu vor. „Er soll dich nicht töten, der grausame Mensch mit seinen blutigen Händen,“ und sie schauderte zusammen. „Morgen komme ich wieder und verbinde den Fuß! Und wenn alles wieder gut ist, so lasse ich dich laufen.“

Bon nun an wichen die Pia und der Jäger sich aus. Josmarie strich häufiger denn je im Gebirge herum, um Ausschau zu halten nach dem Wildstand, und als die Lärchen gilbten, war sein Sinnen und Trachten allein nach der Höhe gerichtet.

Die Lust zum Weidwerk hatte er von seinem Vater geerbt. Schon als Schulbub schoß er in der Schützenlaube beim Wettschießen mehrmals den „Blumen“ heraus. Als einst während der Messe

der Hühnerhabicht Ludowines gelbe Henne mit den schönen blauen Füßen holen wollte, erlegte er ihn mit dem ersten Schuß. Dessenungeachtet nahm ihn der Vater erst mit auf die Jagd, als er schon 18 Jahre zählte, und nur unbewaffnet, damit er keine Dummköpfe anstelle. In dem Jagdrevier streiften sie lange umher, bis sie in einer grünen Mulde ein Rudel von acht weidenden Gemsen erblickten. Der Vater hielt dem Sohne die Flinte hin. „Nimm sie und schleich' dich heran, und wenn du geschossen hast, so steigt du auf den Grat und schwingst den Hut. Ich gehe auf die andere Seite und lege mich in's Gras.“

Lange harrte der Vater auf den Schuß, und schon glaubte er, Josmarie habe die Tiere verschreckt, als es knallte. Er wartete und blickte zum Grat hinauf, doch der junge Schütze erschien nicht. Da trachte der zweite Schuß, und nun stieg er aufwärts, um den Weideplatz zu überblicken. Da erschien der Bursche, vor Freude strahlend, mit zwei Gemsen auf dem Rücken. Er war, die Tiere hinter dem Winde umschleichend, im Schutz eines mächtigen Felsstocks bis auf Schußweite herangekrochen, hatte das schönste Tier auf's Korn gesetzt und abgedrückt. Die getroffene Gemse stürzte hoch auf und stürzte tot zu Boden. Blitzschnell fuhren die übrigen Tiere zusammen, ohne zu merken, woher das Verderben kam, während der Widerhall des Schusses in den Flühen nachdonierte. Als das Rudel in höchster Furcht und Aufregung zusammenstand und ratlos hin- und hersprang, näherte sich eine junge Gemse, mit gestrecktem Halse rings umherspähend, dem Steinblock, hinter dem Josmarie unbeweglich lauerte. Da knallte das Rohr, und durch die Brust geschossen stürzte das Tier auf seine Mutter.

Der Vater zog die Brauen in die Höhe, als der Sohn ihm den Hergang schilderte, und meinte: „Dass du ein sicheres Auge hast, wusste ich schon lange, aber ein Pfuscher bist du, jetzt hast du es bewiesen, denn ein ganzer Jäger schießt nicht auf die säugende Ziege mit dem jungen Giz; merk es dir!“ Von der Stunde an ist Josmarie ein Jäger geworden, wie es keinen zweiten mehr geben wird im Gebirge. Wenn er auch im Verlaufe seines Lebens unter dem Hochwild furchtbare Ver-

heerungen angerichtet hat, seine Schüsse streckten immer nur Böcke und galte Ziegen nieder. Über die Hälfte seiner Jahre verbrachte er in der stillen Einsamkeit des Hochgebirges, auf verlorenen Pfaden und im Schutze der Felsmassen. Wenn die Jagd geschlossen war, lauerte er den Füchsen und stellte Dachsfallen. Wie der Sommer in den Herbst überging und die Stauden sich röteten, fand ihn die Morgensonne in den höchsten Flühen. Seine Gesundheit war unerschütterlich, sein Knochenkranz hart wie Stahl. Sonntags besuchte er die Messe und empfahl sich vor jedem Streifzug dem Höchsten und seinem Namenspatron. Dem Pfarrer brachte er jedes Jahr eine Gemse zum Geburtstag in's Haus. Den Sommer über stieg er, wer weiß wie oft, hinauf zu dem Wieseltichuggen, von wo er sein Jagdgebiet bis in die fernsten Schlupfwinkel überblicken konnte. Hier lauerte er neben einen schattigen Granitblock, zog das Fernrohr aus der Tasche, stützte es auf den Stein und spähte in alle Ecken und Mulden seines Reviers. Er kannte in seinem Gebiete jeden Felskamm, jeden Steig, all die Bäume und Sträucher bis weit unter die Holzgrenze hinab. Die Wechsel des Wildes waren ihm so heimlich wie die Gassen seines Dorfes, und die Murmeltier-

höhlen wie die Gemächer seiner Mitbürger. Hatte er auf der Jagd mit dem Spiegel ein Tier entdeckt, so war es verloren. Die verfolgte Gemse mochte sich in die Felsenlabyrinth in eines der zahllosen, unzugänglichen Thale flüchten, er ruhte nicht, bis sie ihm zur Beute fiel. Er kletterte in die Fryswäg, in jene Felsenzüge, die nie zuvor eines Menschen Fuß betreten hatte, berechnete mit seiner außerordentlichen Ortskenntnis genau, wo hin sich die Gemsen wenden, wo sie stehen, ruhen und weiden werden, postierte sich an einem Wechsel oder vor einer Sulz und harrte, bis sie erschienen und sich vor den Lauf stellten.

Da kam der Tag, wo die Via Hochzeit hielt mit Fridolin, dem Schmied. Als die Glocke läutete, das hochzeitliche Paar zur großen Messe wanderte und das Jungvolk auf dem Bühl hinter der Kirche den Mörser abfeuerte, saß er finstern Blicke vor seiner Hütte und strich, in Gedanken versunken, den Bart in zwei Zinken aus. Nach langem, düsterem



Schweigen erhob er sich jäh, schlug das Gewehr über die Schulter und stieg auf dem kürzesten Weg in die Felsen empor. Dann irte er planlos in seinem Reviere herum, ohne Richtung und Ziel, nur um sich zu bewegen und dem grollenden Zorne Luft zu machen. Wenn die Pia seine Frau geworden wäre, würde sie jetzt bei ihm in dem trauten Stübchen sitzen.

Die Sonne neigte sich schon, als er am Fuß eines gewaltigen Felsstocks Gemsspuren entdeckte. Er begann die Wand zu ersteigen, arbeitete sich Stufe um Stufe höher, bis zu dem Einschnitt, wo er hoffen durfte, das Wild zu erreichen. Darob war die Nacht hereingebrochen. Ein überhängender Fels schützte ihn gegen den schneidenden Wind, und er kauerte, ohne das Essen, das er in der Tasche trug, anzurühren, unbeweglich in seinem Unterschlupf. In der dämmerigen Tiefe brannten die Lichtlein seines Dorfes. Das große helle, das die andern überstrahlte, das stand im Hause des Schmieds. Jetzt löschte es aus.

„Die Pia hätte es bei mir gut haben können,“ brummte er in verdrossener Laune. „Der Schmied, der sitzt jetzt warm, und hier ist es zum Erfrieren.“ Er konnte vor Kälte den Schlaf nicht finden und erwartete fröstelnd den Morgen.

An Brennholz mangelte es gänzlich, denn er stand hoch über den letzten Arvenstrünken, und übrigens hätte das Feuer das Wild nur verscheucht. Um die erstarrten Glieder zu beleben, trug er Steine von einer Stelle zur andern und hüpfte hierhin und dorthin. Als endlich der heiß ersehnte Morgen dämmerte, wartete er mit Spannung auf die Gemsen, deren Fährte ihn mit neuer Hoffnung erfüllte. Nicht lange dauerte es, so erspähte er ein Grüppchen von sieben Stück, aber zu seinem Leidwesen auf einem Grasboden, der nicht zu beschleichen war. Und doch wollte er sich die Beute nicht entgehen lassen. Dort auf dem roten Felsgestein, das lotrecht in den finsternen Schlund eines Abgrundes sich senkte, zog sich, wie eine Rippe hervorstehend, ein Band, breit genug, um den Fuß darauf zu setzen. Auf dieser Naht konnte er sich an das älende Wild herantappen. Einen Moment noch zauderte er und sah hinunter in den Talgrund, wo die Nebelfahnen flatterten. Von dem Hause des Schmieds stieg ein Räuchlein kerzengerade in die Höhe. Die Pia stand jetzt am Herd und kochte ihrem Herzliebsten das erste Frühstück. Er drehte sich um, biß die Lippen zusammen, empfahl sich Gott und seinem Patron und trat den Gang an der schmalen Kante an. Langsam mit den Händen an dem lockeren Felsengerüste vorwärts greifend, gewann er Zoll um Zoll, Spanne um Spanne. Wenn der rechte Fuß sich fest zu stellen versuchte, schwiebte der linke mit der Hälfte des Leibes frei über dem Abgrund. Schon hatte er die Mitte erreicht und näherte sich der Ecke, wo der Fels umbog. Da brach vor ihm die Gallerie zusammen und stürzte mit heftigem Gepolter in die klaffende Spalte, in der ein dumpfes Dröhnen nachhallte. Das Blut schoß ihm zu Kopfe, er hakte die Finger in das Gestein und schmiegte sich an

die Wand. Wenn die Bank, wo er stand, auch nachgab, so war er verloren. Behutsam ließ er sich auf den Bauch nieder und rutschte auf dem hältlosen Pfad zurück, eine langwierige, schauerliche Arbeit, den Blick stets in die Tiefe gerichtet. „Er will mich nicht,“ sagte er, als er wieder sicher stand, „und hinunter geh' ich nicht.“ Noch zweimal nächtigte er unter dem Balm, der Mundvorrat war bis auf den letzten Bissen aufgezehrt, und doch wisch er nicht vom Blaue. Die Gemsen weideten wieder in stattlicher Zahl an der gewohnten Stelle, aber dazwischen lag die tiefe Schlucht. Da packte er die Flinte, stieg, mürrisch gesinnt, bergab, unsicher, wohin er sich wenden könnte, und schwenkte auf einmal wieder in's Geflüste ein. Eine Gemspur gab seinen abgespannten Sinnen die neue Richtung. Mit frischer Kraft klimm er durch steile Hänge und rieselnden Schutt aufwärts, schllich sich hinter schützenden Felsen durch und erspähte weitab im Felswerk einen prächtigen Bock mit weit ausgreifenden Hörnern, der unbeweglich, mit gehobenem Haupt auf einer vorspringenden Platte stand. Alles Vergangene vergessend, stieg der Jäger höher, um den Wind abzugeWINNEN und sich dem ahnungslosen Tier von hinten zu nähern. Am Ziele angekommen, hob er behutsam den Kopf aus dem Versteck und spähte nach dem Blocke hinüber, doch die Gemse war fort. Aber halt — nur hundert Schritte weiter wiegte sie sich, in die Lüfte schnobernd, auf der schmalen Kante des Felsens. Josmarie legte das Gewehr auf, der Schuß krachte, mächtig durch die Berge hallend, und der zuckende Bock lag, zwischen zwei Steinen eingeklemmt, am Rande des Abgrundes.

Die Pia erlebte ein heiliges Wunder, als sie einige Tage nach der Hochzeit neben der Hintertür ihres Hauses eine fette Gemse hängen sah. Sie stoffelte flink hinüber in die Schmiede, wo ihr Mann den Blasbalg zog. „Nein, komm' und schau — der Josmarie, man sollt' es nicht glauben, ein gutes Herz hat er halt doch,“ und damit packte sie den Schmied am Arm und zog ihn hinaus, damit er seine Augen auch weide an der reichen Hochzeitsgabe.

Bon nun an stieg der Wildschütz auch an den kalten Tagen, wenn der Schnee glashart gefroren war, in den Bergen herum, um sich den langen Winter zu kürzen. Das Interesse für die Gemeindebedürfnisse und für die kleinen Händel im Dorfe schien er ganz verloren zu haben. Nur selten sah man ihn an den Sitzungen im Gemeindehaus, sein Wesen wurde herb und verschlossen, und wenn er den Mund öffnete, um ein kurzes Wort anzubringen, so klang es rauh und bissig. Die Lust zum Jagen hatte sich zur brennenden Leidenschaft gesteigert. Oft meinte er, daß es kein größeres Wohlgefühl auf Erden geben könne, als wenn in schußgerechter Entfernung das weidende Vieh sich zur Beute stelle. Zielen und losdrücken, den getroffenen Bock emporschellen und stürzen zu sehen, das sei der Preis für die Mühen und Gefahren, und nicht die Beute.

Fremde Jäger litt er nicht in seinem Revier. Er tat ihnen nichts zuleide, aber wußte sie dermaßen zu narren und, wenn es nötig war, zu schrecken,

dass ihnen die Lust zu seinen Bergen von selbst verging. Er bewachte sein Jagdgebiet wie ein Heiligtum, in das hineinzublicken er nicht einmal gerne gestattete.

Eines Tages, als er im Geröll einer halb zerfallenen Klubhütte den Murmeltieren nachspürte und sich gegen Mittag niedersegte, um etwas zu sich zu nehmen, gewahrte er in der Tiefe zwei Jäger, die auf einer Steinplatte bei ihrem Mahle saßen. Sie griffen öfters zu der Batille, die neben ihnen auf dem Stein lag, und löschten den Durst. Beim Anblick der fremden Gesellen, die es wagten, in sein Eigentum einzudringen, blitzten seine Augen auf, und jäh schwollen die Adern an den Schläfen. Doch er meisterte den Zorn, und ein boshaftes Lächeln glitt über seine Lippen; dann nahm er die Flinten, stieg heimlich bis auf Schuhweite zu den Jägern hinunter, und als der Hahn schnappte, flogen die Splitter des hölzernen Gefäßes mit dem versprühenden Inhalt in die Luft. Die Jäger sprangen auf, erblickten den Schützen und gaben Fersengeld.

Ein einziges Mal stieg der Landjäger, der seinen Posten im Dorf erst kürzlich bezogen hatte, dem Josmarie nach, um ihn auf der Tat zu ertappen und zu verzeigen. Am gleichen Tage noch kehrte er wieder heim, denn die Kugel des Wilderer war ihm so hart am Kopf vorbeigesessen, dass er ihn fortan gewähren ließ.

Und einige Jahre später trug es sich zu, dass abermals zwei Jäger in seinem Gebiete sich herumtrieben. Sie hatten in einer verlassenen Sennhütte Unterkunft bezogen und bereiteten die Mehlsbrenni. Das feine Räuchlein, das über den Dachplatten wirbelte, verriet dem Josmarie ihre Unwesenheit. In hellem Zorn stieg er zu der Hütte hinab, riß den Laden zurück und streckte den Kopf durch das Loch. „Die Suppe brennt an, Kameraden!“ rief er in verhaltener Entrüstung. „Wo geht's hinaus?“

Die Jäger fuhren auf. „Ich denke, was dir erlaubt ist, wird uns auch gestattet sein. Morgen geht es auf die Jagd.“

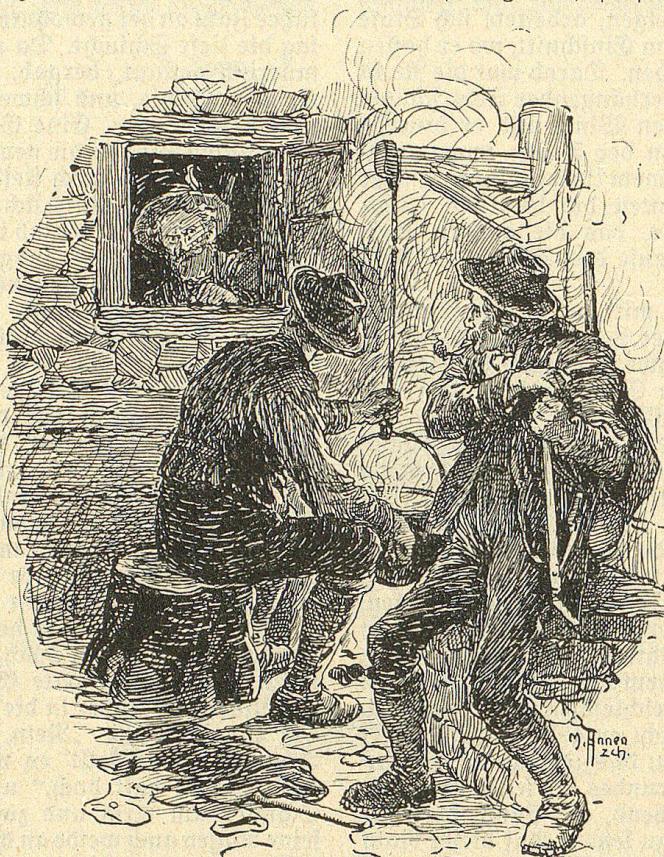
„Ich warne euch,“ sprach Josmarie sie hart und barsch an. „Hier bin ich zu Hause, und in meinem

Gebiet dulde ich keinen andern, poß Himmelsakramant. Höre ich morgen einen Schuß, so sollt ihr auf der Strecke liegen bleiben, so wahr als ich hier bin!“ Damit schlug er den Laden zu und entfernte sich. Die Jäger legten klein bei und achteten es für klug, das Wagnis zu unterlassen und in der Morgenfrühe den Rückweg anzutreten.

So hatte der Wildschütz mit den Jahren sich sein großes Reich gesichert. In seinem Barte schimmerten die weißen Fäden, sonst verriet nichts an seiner hohen, knochigen Gestalt, dass er die fünfzig längst überschritten hatte. Der stete zähe Kampf mit Gefahr und Not, Durst und Frost, das ewige Lauern und Passen, das Beschleichen und Täuschen des Wildes, die langen Vorbereitungen zum Schuss, das blitzartige Eingreifen im günstigen Moment, alles zusammen reiste in ihm ein entschlossenes, fühlendes Auftreten, wodurch er über die Größten seines Tales, die eine scheue Furcht vor ihm zurückhielt, weit hinauswuchs. Auch im Dorfe wollte es niemand mit ihm verderben; man suchte ihm zu Gefallen zu leben. Lange wollte der Alpenjäger in seiner ungebrochenen Vollkraft, in seinem strohenden Selbstbewusstsein an keinen Feind glauben, der

stärker sein könnte als er. Die Warnungen seiner Freunde schlug er mit einem ironischen Lächeln in den Wind.

Da lebte im Dorfe ein armer Trottel, der jedesmal, wenn Josmarie an ihm vorüberschritt, das aufgedunsene Gesicht verzerrte und ihm ein Schimpfwort zubrüllte. „De — des Teufels bist du — di — dich wird der Teufel holen!“ Der Jäger achtete des einfältigen Tölpels, der bei dem Präsidenten in Kost gegeben war, nicht. Doch einst, als er mit zwei fetten Böden von der Jagd heimkehrte, sprang der Narr auf ihn los und hielt ihm ein Stücklein Blei vor die Nase, das sich in dem Gemsviertel, den Josmarie für die Küche des Präsidenten gespendet, gefunden hatte. „Si — siehst du den Totenkopf? De — deine Kugel, sie ist ein Totenkopf,“ rief der Nohl und humpelte lallend um ihn herum. Das zerrissene Geschos war von sonderbarer Form, und die Augen des Jägers blieben lange daran haften.



„Gehst weg, du dummer Zipfel,“ herrschte er den Idioten an, so daß dieser mit einem läppischen Gebrumme auswich, aber das Blei in die Höhe haltend stets das Wort „Totenkopf“ herausstieß. Das verkrüppelte Geschoß hatte ausgesehen wie ein Totenschädel und Josmarie ging nach Hause, mit dem häßlichen Bilde vor seinen Augen. Den ganzen Abend verfolgte es ihn, und er geriet in eine Wut, er hätte den blöden Trampel niederschlagen können.

Am Nachtag trat er seinen letzten Gang in's Hochgebirge an. Die schneiende Gaxe war kurz vorher über die Alpen und Wälder gezogen, und es war ein trüber Herbstmorgen mit bleifarbenen Wölkchen am Himmel. Am Fuß eines zackigen Felsstocks legte er sich auf die Lauer und erwartete die Gemsen, die hier zur Sulz kommen sollten. Der Wind piff eiskalt um die Ecken, und über die Paßlücken quollen feuchte Nebel. Er drückte sich fest an die kalte, steinerne Wand, die Flinte schußbereit im Arm. Plötzlich zuckte er zusammen, es polterte wie fallender Steinriegel den Hang hinunter. Josmarie vermutete Steinschlag, beugte sich vor und traute seinen Augen nicht. In langen Bogen sprüngen stürzten die Gemsen, als ob ein Geist sie hetzte, von der Höhe herab. Bunt durcheinander flogen sie in wunderbarer Flüchtigkeit, wie von elastischen Federn geschossen. Obwohl sie kaum den Boden berührten, schlug der stiebende Schnee über ihrem Rücken zusammen. Die flüchtige Gemse, Welch' kühnes, herrliches Bild! Jetzt waren sie da, und jetzt schlug er an. Der Leitbock purzelte kopfüber, das Rudel stockte und erblickte das tote Tier, stuhzend, wer nun die Führung übernehmen sollte. Der zweite Schuß blitzte, die Vorfeß überschlug sich, jetzt frisch geladen! Die Herde rast wie toll den Geröllhang wieder empor und macht kehrt. Dort oben, wo der Nebel schleicht, muß ein anderer Feind sie zurücktrecken, und nach der Seite ist kein Entrinnen. In reizender Schnelligkeit legt sie den Weg zum zweitenmal zurück. Er setzt den Kolben wieder an, schießt aber nicht. Die Büchse an der Wange, reißt er die Augen weit auf. Dort — dort an der grauen Felsmauer! Kalt und warm fährt es ihm über den Rücken. Die Flinte

sinkt von der Schulter, sein Blick ist immer noch an die Tafel gebannt. Groß und schrecklich grinst ihm aus der steinernen Wand die blezende Fratze des Totengeripps entgegen. Die Herde ist über eine dachjähne Felsplatte hinaus verschwunden, noch wirbeln die schneeigen Wolken, dann ist alles still und einsam wie zuvor.

Josmarie spürte den kalten Schweiß an der Stirne. Er wendete den Kopf von der Felswand weg, auf der das Gespenst immer noch stand, ließ die toten

Tiere liegen und trat schaudernd den Rückweg an. Schneller, immer schneller ging sein Lauf bergab, bleich und verstört erreichte er die Heimhütte und sperrte die Tür mit dem Riegel. Am Morgen war das Entzehen noch nicht gewichen, er wagte sich nicht vor das Haus, Tage und Wochen blieb er eingeschlossen in seiner Stube. Um Jahre gealtert, die Brust eingezogen, erschien er zum erstenmal wieder an der Christmesse. Sein Blick war unruhig, vom Fieberglanz erhellt, seine Stimme zitterig. Manchmal, wenn die Wintersonne seine Hütte streifte, setzte er sich neben die Tür auf das Bänklein, die kalte Pfeife im Munde, und wenn ein Bursche sich zu ihm gesellte und den Wunsch äußerte, er möchte das Jagdglück auch einmal probieren, zog er die Schultern

noch tiefer ein, erhob warnend die Hand und wehrte ab. „Die guten Zeiten sind vorbei; der Gewinn steht in keinem Verhältnis mehr zu den Gefahren und Strapazen. Es braucht neun Jäger, um einen zu ernähren und zuletz —“ da stotterte er, an den Hemdkragen greifend, wie wenn er ihm die Kehle schnürte, und blinzelseit scheu und verlegen aus den tief liegenden Augen hinauf in den schimmernden Glanz der Hochgipfel. Josmarie, der verwegene Wildschuß, fürchtete sich vor seinen Bergen.

Heute ruht er im Schatten des Glockenturmes wohlgeborgen am Fuß der mächtigen Felsriesen, auf denen er so manche Jahre hindurch sich heimisch gefühlt und als unumschränkter Gebieter gewaltet hat, wie niemand vor ihm. Da er keine Erben hinterließ, vermachte er seine Hütte dem jüngsten Sohne der Pia, der im Frühjahr Hochzeit halten und die Schmiede übernehmen wird, und seine Jagd-



trophäen, die hängen an dieser Wand. — Als der Pfarrer geendigt, stand ich sinnend am Fenster und schaute hinaus in den rieselnden Schnee, der mit der sinkenden Nacht das Tal zur Ruhe bettete.

„Die Berge machen die Menschen groß und stark,“ sagte der Pfarrer, als ich Abschied nahm, „aber

der Josmarie — Ihr kennt die „kalte Wand,“ die aus dem Weizgleicher auffragt — wenn ich des Tags hinaufblide zu den finstern Schroffen des einsamen Riesenturmes, so steht plötzlich der Wildschütz vor mir, so wetterhart, so trozig, so gewaltig ist er gewesen.“

Max und Moritz.

„Gottlob und Dank“, hät Grosmutter g'seit, „'s ist wider öppis verby.“

Si hät nämli gester de Tapizerer g'ha, will ihri Chammer würkli schüüli nötig e neui Tapete g'ha hät.

Me weiß ja, was das für e Schuir ist, wä-me d'Hamperchlüt im Hus ine hät. Me-n-ist ja niene meh diheime, bis me's wider los ist. Das hät Grosmutter natürlí au g'sunde und hät schier nüd möge g'warte, bis dä Chleisteri mit syne Brettere und Böcke Türe hinder sich zue ta hät.

Chuum ist er zum Huus us g'sy, so hat si ag'ja puze. Es ist e chli suur g'gange, Grosmutter ist halt scho über sibzgi g'sy.

Aber g'reut isch-i ietz wider g'sy, die Chammer, Grosmutter hät si fast nüd chönne fatt luege dra.

Si sind aber au verwändt nett g'sy, die blaue Thornblueme Maieli uf dem gäle Hindergrund.

Grosmutter hät dä tanni Bode g'riblet, wie-n-e Fungi. D'Sonne, hät zum Feister i g'shine und boreweg usfröhnet. Das hät dänn eso en herrli frischg'wächne Gruch q'geh i die Chammer ine, daß Grosmutter, wo si fertig g'sy ist, eifach nomal hät müese-n-ine go e Nase voll neh.

Sie ist ganz glückli g'sy debi, wann sie scho de Zitter g'ha hät i de Beine und ere's Chrüz e so weh ta hät, daß si schier nüme hät chönne grad uf stah.

Sie nimmt drum 's Läsmertärtli us em Thaste und wott just i d'Stibe ine, e chli go absitze; aber chuum hät si sich mit eme bihagliche Grochs niedergla, so chnedlet öpper a g'Gangtüre und wo si gaht go luege, so isch-es dem Milchma sin Bueb, wo-n-en Stock Anke bringt. Dä ist-ere n-ietz allerdings gar nüd g'lege cho, aber Grosmutter ist halt e Frau g'sy, wo nüt uf die lang Bank g'schobe hät. Sie versorget ihres Läsmertärtli wider und gäht i d'Chuchi use.

E so e Schrynersfrau hät gly Füür, will si immer Hobelspöh zur Verfüegig hät. Drum ist au, chuum es Stündli später, dä Anke-n-ase goldgäl, i zwee große-n-Ankehäfe, usg'la, i der frisch puzte Chammer ine g'stande.

Grosmutter ist halt e vorsichtigi Frau g'sy, sie hät denkt, i der Chammer ine sei dä Anke sicherer, als i der chlyne Chuchi usse, wo de Mond allimyl uf nüdigänd stönd.

Sie hät us jede-n-Ankehafe-n-e Chelle g'leit, daß si en chönn go rüehre, bivor er chali, daß er ämel ja au schön rüzelig werdi. Dänn hät si d'Anketruse z'sämmeg'icharret, und sie im-e Beckeli b'halte. E rechti Grosmutter hät immer Abnehmer für e derigs. Sie hät drum nie öppis la z'Grund gah, sogar d'Pfanneruume vo der Milch hät si suber z'sämmre g'nah, es hät amigs en g'husftige Löffel voll g'geh und 's Anna ist nu so gern derwege d'Stege-n-uf cho, cho dä Löffel usschlecke.

Es und de Willy und 's Elseli und 's Mineli und der Edy und de Herrmann händ die Grosmutter gmeinsam g'ha und si ist mängsmal under dere sechsfaache Liebi schier umcho.

's Anna hät aber etschide de Nidel oben-ab g'ha, erstes will es im glyche Huus g'wohnt hät und zweites will es es Waisli g'sy ist. Die andere seufi sind aber au all Tag emal cho defür sorge, daß der Grosmutter nüt grau werdi.

Grad wo-si endli e so todmüed i d'Stube-n-ine-ist go e chli absitze, sind de Hermann und der Edy ag'rucht.

Gleitig gaht die guet Grosmutter wider i d'Chuchi use, go jedem es Truefobrot stryche, dänn hät si die Burchte-n-uf Gaß abe g'schickt, si hät welle-n-e chli Rueh ha. Sie ist nomal go im Ante rüehre und dänn endli abg'sesse. 's Flügeli ist offe g'sy und uf der Feisterstimms usse händ d'Maienägel und d'Straßburger blüeh und en fürroote Granum hät si bis zum Flügeli use g'streckt und hät g'seh, wie Grosmutter immer langsamer und langsamer lismet und schließli inucht.

D'Läsmete-n-ist ere us de Hände-n-an Bode g'falle und zwö Madle sind zu dene lugge Masche-n-is g'rütscht.

Ietz ist 's Anna ine cho, wo's aber g'seht, daß Grosmutter schlafst, hät's lislige wider welle gah, do erlichts die Läsmete am Bode-n-une. Es list si uf und wo's g'seht, daß zwö Madle drus sind, hät's denkt, Grosmutter heb g'wüsz welle dä Strumpf ustue.

„Grosmutter,“ fröget's, ganz lys, „mues i dä Strumpf us tue?“

Aber Grosmutter hät'en wunderschöne Traum g'ha und nüt vo dere Frag verstande.

's Anna hät aber keis Aug von-ere g'la und giuldig uf en Antwort g'wartet. Do hät Grosmutter emale mit em Chopf g'nicht, wie-me's macht, wä-me sitzlige schlafst.

G'schwind zieht 's Anna uf das hy die ander zwö Madle au no us und fangt a das Garn uswinde, wie wann's-es im Tagloh hett.

Es hät dä Strumpf, wo scho bald bim Schlubabneh g'sy ist, z'wüschet d'Chniiü klemmt und mit innigem Wohlbehage Gang um Gang ufzoge. Das ist en Arbet g'sy, wo-n-es für's Lebe gern ta hät.

Das krüselet Garn hät em ebig guet gfalle und das „Werde“ und „Bergah“ ist em wunderschön vorcho.

Wo dä Strumpf syni „Uflösig“ hinder sich g'ha hät, hät 's Anna die mächtig groß Chrungeli-n-is Chrättli g'leit und d'Madle dezue und ist uf Gaß abe. Es hät Grosmutter nüd welle störe.

Währed-dem händ de Herrmann und der Edy hinder-em Hus ihri Truefobrot verfürget.

Uf der Steiplatte sind's g'sesse, bi der Stege und händ b'Bei la drüber abe bambele und debi dem Nachber Chüefer zue g'lueget, wie-n-er Fässer puzt hät und wie 's Wasser witer une zum-n-e Gumpa z'sämmre g'lossen-n-ist.

Dänn händ's ihri Truefobrand am Hosebode-n-abg'striche, sind mit dem Ermel über 's Mül g'fahre und händ ag'sange mit Steclene i dem Gumpa-n-ume toorgge und mit Sand und Wasser es Mues mache. Das händ's dänn, mit fach-